

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1907)

Artikel: Sozialismus für Millionäre
Autor: Lux, Joseph A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751197>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

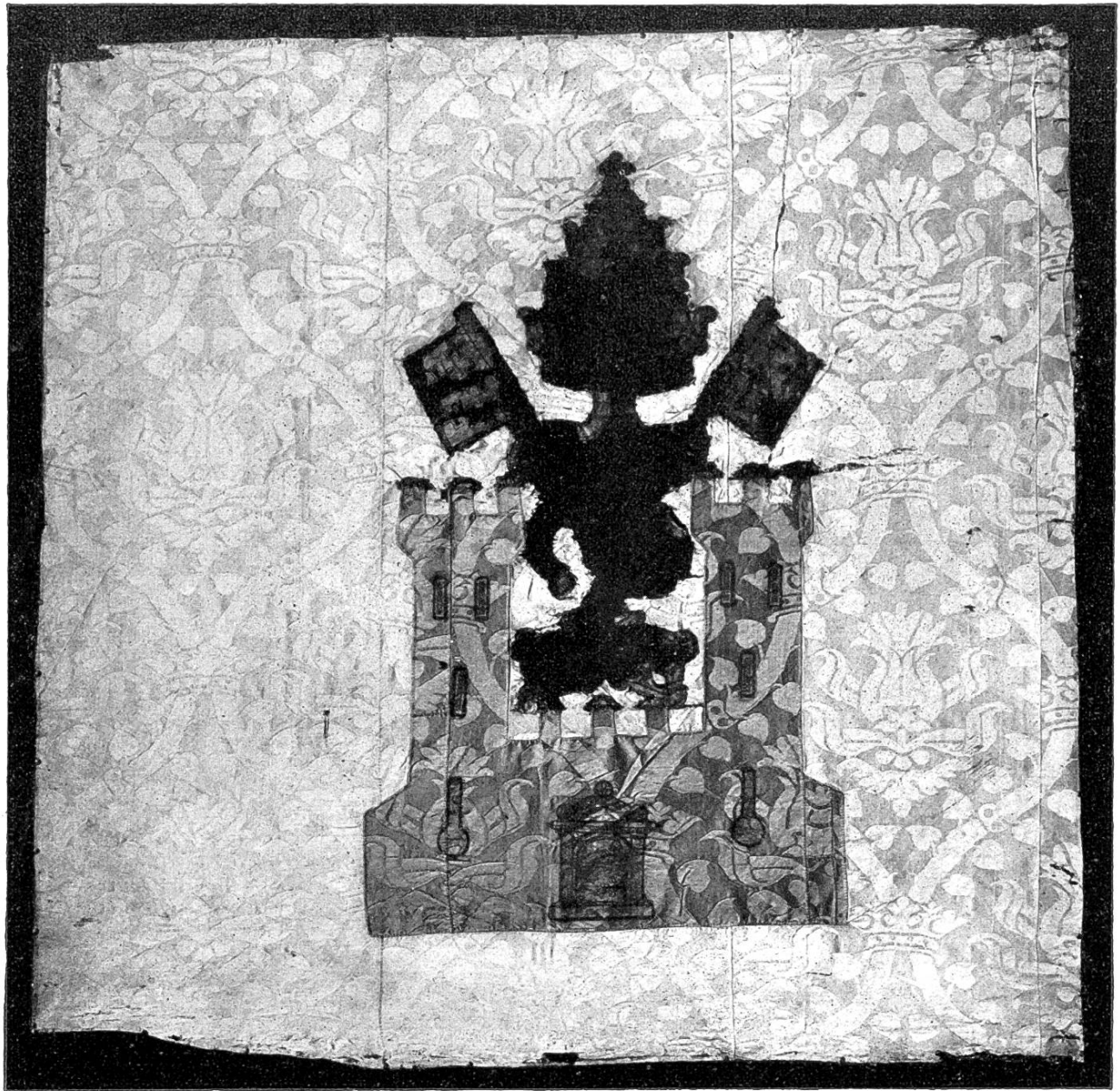
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

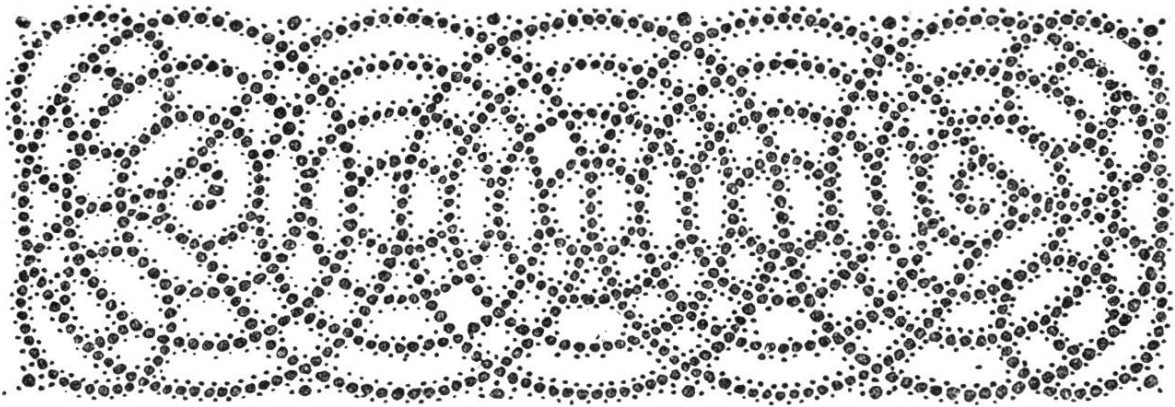
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



JULIUSBANNER
DES LUZERNISCHEN AMTES ROTENBURG



SOZIALISMUS FÜR MILLIONÄRE.

Das Evangelium des Reichtums predigt Armut! Kein ärmerer als Andrew Carnegie, der amerikanische Stahlkönig, dem auch der sonderbare Titel eines Wohltäters gegeben wird, der ihm gar nicht zukommt, verkündet die Segnungen der Armut. Das ist ganz natürlich bei einem Manne, der wie die meisten Self-made-men in seiner Jugend die Striegelhaftigkeit und Kratzbrüstigkeit der Armut empfunden, die früh nach Erwerb aus dem Haus jagt, den Starken stählt und den Schwachen vollends niederzwingt.

Diese Armut preist Carnegie als die Ziehmutter der Tugend und der Kräfte, wenn solche überhaupt im Keim vorhanden sind. Arm gewesen sein ist das beneidenswerte Los derer, die es nicht mehr sind. Sie haben die Vorteile der Armut genossen, die allerdings erst nach glücklich überstandener Lehrzeit als solche erkannt werden, wie der Lebenslauf Carnegies als typische Millionärs-karriere Amerikas beweist. Mit zwölf Jahren Fabrikarbeiter, später Schreiber, Telegraphenbote, endlich Telegraphist, dann Eisenbahner, und bald auch in sehr bescheidenem Umfang Eisenbahnaktionär, alsbald Begründer der Woodruff-Schlafwagen-Gesellschaft — der ersten ihrer Art, — die später von Pullmann übernommen worden ist, ferner Brückenbau-Unternehmer mit der Absicht, die damaligen hölzernen Eisenbahnbrücken durch eiserne zu ersetzen, und schliesslich der grösste Eisenerzeuger, der es fertig brachte, dass drei Pfund fertigen Stahles heute in Pittsburg für zwei Cents zu kaufen sind, was billiger ist, als irgendwo auf der ganzen Erde, und infolgedessen der Eisenstadt Pittsburg die Weltherrschaft in

der Stahlproduktion errungen hat. Das war keine Laufbahn, die er erwählt hatte; denn wenn er hätte wählen dürfen, wäre er nicht Arbeiter und auch nicht Kaufmann geworden.

Im Hinblick auf die rechtschaffene Armut, die die Ausbildung der vorhandenen Instinkte und Talente mit dem Druck der Not oder der Notwendigkeit betreibt, wäre man fast versucht, den bekannten Satz Rousseau's: „Si j'étais si malheureux d'être né prince . . .“ zu variieren: „Wenn ich so unglücklich wäre, als Millionär geboren zu sein . . .“ Die Millionäre scheinen in der Tat eine Klasse zu bilden, für die in der Welt am allerwenigsten gesorgt ist. Es gibt kein Restaurant, keinen Schneider, keinen Markt, der Lebensmittel und Genüsse in so gesteigerten Verhältnissen bietet, dass sie der Vermögenslage dieser kleinen aber höchst interessanten Klasse entsprechen würden. Wie weit ihre Vernachlässigung geht, wird aus dem Umstand klar, dass ein Millionär heutzutage vor einem Menschen mit 10,000 Mark Jahreseinkommen nichts Wesentliches voraushaben kann; wohl aber in bezug auf menschliche Teilnahme, Aufmerksamkeit und Hilfsbereitschaft hinter jedem Obdachlosen und Arbeitslosen zurückstehen muss. Es ist in der Tat kein geringes Unglück, einer Klasse von Menschen anzugehören, die statt des Mitgeföhls, das sonst jeder erföhrt, nur auf unleugbare Nichtbeachtung oder auf die verruchten Hintergedanken, die es auf den Geldsäckel abgesehen haben, gefasst sein muss. Der Millionär kann in dieser Welt nur zu seinem Recht kommen, indem er arm wird.

Von Carnegie angeregt, der die Erfahrung seiner Klasse besitzt, und dessen Leidwesen etwas von der Autorität eines Fachmanns hat, hat sich auch Bernard Shaw mit jener merkwürdigen Kaste beschäftigt und zunächst die Tatsache festgestellt, dass alles Erdenkliche für die Millionen hergestellt wird, aber nichts für den Millionär. Die Welt kehrt ihm ganz entschieden den Rücken. Die fortschreitende Zivilisation wendet sich immer mehr von ihm ab und konzentriert ihre ganze Aufmerksamkeit auf das riesenhafte Proletariat, um es mit allem zu versehen, dessen es bedarf. Es ist bekannt, dass auf der Eisenbahn die Reisenden III. Klasse den eigentlichen Profit hervorbringen. Vom Standpunkt des Geschäftes ist der Geschäftsreisende als Gast wichtiger denn ein Lord mit grossem Gefolge. Fast alle Waren-

hausbesitzer rechnen vorweg mit der 50 Pfennig-Kundschaft, und die Kommerzienrätin hat unter solchen Umständen keinen Anspruch auf irgendwelchen Vorzug. Der altmodische Geschäftsmann, der vor dem reichen Mann in Ehrfurcht erstirbt und die Tagelöhner-Kundschaft beflegelt, wird bald dem Raritätenkabinettt angehören. In vielen Fällen würde heute schon der Millionär vor die Tür gesetzt werden, wenn er Dienstleistungen begehrte, die seinem Vermögensrang entsprechen. Eine Strassenbahn-Gesellschaft zum Beispiel müsste es ablehnen, den Einzug des Lordmayors zu feiern. Beerdigungs- und Einäscherungs-Gesellschaften können sich keinesfalls herbeilassen, in nennenswerter Weise eines Nabobs wegen vom System ihrer Einrichtungen abzuweichen.

Es besteht die melancholische Aussicht, dass die fortschreitende Organisation des wirtschaftlichen Lebens die standesgemässen Ansprüche des Millionärs immer mehr beschneidet und diesen als Persönlichkeit immer überflüssiger macht. In einer Welt, wo sich jedem entlassenen Sträfling hundert hilfsbereite Hände entgegenstrecken, begegnet der Millionär einer entschiedenen Teilnahmslosigkeit und einer kränkenden Zurücksetzung. Wenn ich auch so glücklich bin, nicht Millionär zu sein, so kann ich doch den Schmerz ganz begreifen. Die Mitteilungen einer Autorität, wie Mr. Carnegie, rücken das schwierige Millionärsproblem in die Reihe der dringlichen Notstandsangelegenheiten. Es ist klar, dass für die stiefmütterlich behandelte Klasse etwas geschehen muss.

Sollen die Millionäre ihr überflüssiges Vermögen verteilen, es im Almosengeben aufbrauchen, sollen sie es im Dienste der Wohltätigkeit verschenken? Das wäre ganz absurd. Angenommen, in einer Stadt mit einer Million Einwohnern würde ein zwanzigfacher Millionär sein Vermögen unter den Stadtbewohnern gleichmässig aufteilen lassen. Es würden auf jeden Einwohner zwanzig Mark kommen. Was wäre damit gewonnen? Reichtum soll Leben sein. — Man denke etwa an die berühmte Stiftung Professor Abbe's, des Nachfolgers von Karl Zeiss in Jena, der sein aus der Erzeugung der weltbekannten, nach Zeiss benannten optischen Instrumente gewonnenes Vermögen bei Lebzeiten seinen Arbeitern stiftete; doch nicht in der Form der Aufteilung, sondern in Form eines unteilbaren Eigentums der Unternehmung, an der bis zu einem gewissen Teile die Arbeiter gewinnbeteiligt sind.

Es ist leicht zu beurteilen, ob dieses unteilbare, unveräusserliche Kollektivvermögen, das fortwährende Beschäftigung und wachsende Betätigung bot, von grösserem Vorteil war, als die Geldverteilung, die vielleicht als eine persönliche Annehmlichkeit von vielen als wünschenswerter erachtet wurde. Abgesehen von dem enormen Verlust, der sich dabei ergeben müsste, würde nichts weiter gewonnen sein, als dass sich jeder Empfänger von unverdienten zwanzig Mark einen guten Tag, oder einen guten halben Tag, oder vielleicht nicht einmal soviel leisten könnte und der Versuchung unterläge, für mindestens dieselbe Zeit und wahrscheinlich darüber hinaus seine Erwerbs- oder Arbeitspflichten zu vernachlässigen und einen Schaden zu erleiden, der in der Regel grösser ist als der Gewinn.

Damit ist auch die Almosengeberei und Wohltätigkeit berührt, die sehr selten in der Welt wahrhaften Nutzen gestiftet, sondern in den allermeisten Fällen Heuchler, Schwächlinge, Faulenzer und Tagediebe gezüchtet hat. Reichtum ist nicht zum Almosengeben da.

Erbschaften haben eine ganz ähnliche Wirkung. Ein junger Mann, der plötzlich reich erbt, wird dadurch meistens in seiner Karriere bedenklich erschüttert. Seine Tatkraft, seine Entfaltung, die Ausbildung fruchtbarer Anlagen und Kräfte stehen sofort auf dem Spiel. Ein Vater soll seine Söhne nicht so unglücklich machen und ihnen eine reiche Erbschaft hinterlassen, Eltern haben ihren Kindern gegenüber ganz andere Pflichten, als sie mit einem gespickten Geldsack zu begaben. „Ich möchte meinem Sohn lieber einen Fluch als den allmächtigen Dollar überlassen“, das ist ein Lieblingswort von Mr. Carnegie. Dass es Beispiele von Millionärssöhnen gibt, die, durch den Reichtum unverdorben, dem Volk grosse Dienste erwiesen haben, besagt nichts gegen die Regel. Sie sind so wertvoll, dass man sie das wahre Salz der Erde nennen darf, aber sie bilden die allerseltensten Ausnahmen.

Die Erfahrung lehrt, dass es weder für die Kinder, noch für den Staat gut ist, sie mit der Bürde des Millionenerbes zu belasten. Wie oft werden Vermächtnisse, die der Öffentlichkeit zufallen, so verwendet, dass sie zu Denkmälern der Torheit des Erblassers werden! Und wenn jemand erst bei seinem Tod Reichtum zur öffentlichen Benutzung hinterlässt, so gebührt

ihm hiefür kein besonderer Dank, weil niemand für das zu loben ist, was er gezwungenermassen tun muss. Von solchen Leuten darf man ohne weiteres annehmen, dass sie nichts hinterlassen hätten, hätten sie alles mitnehmen können. Die öffentliche Meinung, die von einem, der im Besitz von grossen unverwendeten Reichtümern stirbt, zu sagen pflegt: „Wer so reich stirbt, stirbt nicht ehrenvoll“, gewinnt immer mehr an Beharrlichkeit und verdichtet sich in der zunehmenden Neigung, grossen, beim Tod hinterlassenen Besitz, immer höher zu besteuern.

Das darf man als tröstliches Anzeichen dafür nehmen, dass sich über die Pflichten des Reichtums ganz zeitgemässe Anschauungen entwickeln. Wir dürfen Carnegie's Worten Glauben schenken und zugeben, dass der Bibeltext: „Es wird ein Kameel leichter durch ein Nadelöhr gehen, als dass ein Reicher ins Himmelreich kommt“, in der Millionärsklasse grosse Beunruhigung erweckt. Der Millionär will nicht länger „als der unwürdige Schatzsammler mit nutzlosen Millionen seinem Ende entgegengehen; sondern arm, recht arm an Gold, aber reich, sehr reich, noch zwanzigmal ein Millionär in der Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung seiner Mitmenschen gehalten, und — welche Seligkeit — durch die sanfte kleine Stimme im Innern befriedigt sein, die ihm flüsternd sagt, dass vielleicht ein kleines Stück der grossen Welt um ein wenig verbessert worden ist, weil er gelebt hat“.

Man sollte es nicht glauben, dass ein Stahlkönig so viel aprilweiche Sentimentalität aufbringt. Wenn man von dem etwas verdächtigen Ehrgeiz nach dem Erwerb von Dankbarkeit und Bewunderung absieht, wird man erkennen müssen, dass der Sozialismus für Millionäre im Entstehen begriffen ist, für den Bernhard Shaw das Wort, aber Carnegie die Ideen geliefert hat.

Wir brauchen nicht die Bibel, um das Evangelium des Reichtums zu bespiegeln und rechtskräftig zu beweisen; sonst liessen sich heilige Textstellen finden, wonach das Ansammeln und Anhäufen von Reichtümern Menschengeweiss und Gottesgeweiss ist. Die Kritik richtet sich nicht gegen die Anhäufung des Reichtums, sondern gegen die Anwendung der Reichtümer. Geld ist nicht fruchtbar; aber Geld ist guter Dünger, wenn die Ähren hochstehen sollen. Es ist geschmacklos, die Herkunft grosser Ver-

mögen unter die Lupe zu nehmen. Aller Segen und Unsegen hängt von der Anwendung ab. Im Grunde des neuen, von Carnegie verkündeten Evangeliums, ruht die schwachverhüllte Erkenntnis, dass der Reichtum Eigentum der Nation ist, das in den Händen der Erwerber als anvertrautes Gut liegt, mit dessen Verwaltung und Verwendung eine gewisse Rechenschaft verbunden ist. Die Verpflichtung hört nicht auf, für die gehörige Verwendung des Reichtums zugunsten der Nation und der Menschheit bei Lebzeiten persönlich Sorge zu tragen. Diese Pflicht kann nur durch persönliche Initiative und nicht von den Nachkommen — oder der unpersönlichen Öffentlichkeit als Erbin — im vollen Umfang erfüllt werden. Deshalb muss das Ziel des Millionärs darin bestehen, arm zu sterben, wenn er nicht sein Andenken mit dem Vorwurf bedecken will, dass er die Schlacke seines Vermögens nur widerwillig hinter sich gelassen hat und dass in seinem Anhäufen von Reichtum keine Wohltat liegt — und daher auch kein Segen.

Auch der Hinweis auf die Kinder ist nicht gerecht. Warum sollen die Menschen ihren Kindern grosse Vermögen hinterlassen? Die Söhne mögen ihre Tüchtigkeit im Leben durch die Tätigkeit beweisen; Reichtum an und für sich beweist nichts, sondern steht eher hindernd im Wege. Da es sich in der Verwaltung und rechtmässigen Anwendung grosser Reichtümer nicht um Hinterlassenschaften, sondern um das Wohl des Volkes und die Förderung der Kultur, im Grunde genommen um eine persönliche Pflicht des Millionärs und seiner Klasse handelt, so ist nicht einzusehen, warum Carnegie auf den Titel eines Wohltäters und auf die Dankbarkeit und Bewunderung seitens der Mit- und Nachwelt so viel Gewicht legt. Dass einer kein Übeltäter ist, macht ihn noch lange nicht zum Wohltäter. Es ist schlimm genug, dass es in unserer Zeit als Ehrentitel angesehen werden muss, wenn es heisst, der Mann hat seine Pflicht getan.

Die Aufgabe besteht keineswegs darin, bewunderten Aufwand und Luxus zu treiben, weil jede Art von sinnloser Verschwendung demoralisierende Wirkungen erzeugt. Die Leute, denen es einfällt, Kleider aus kostbaren, kunstvollen Spitzen durch den Kot und Staub der Strassen von Montreux zu schleifen unter dem

Rechtstitel, dass man sich leisten kann, begehen dieselbe Ungeheuerlichkeit wie der Pöbel oder wie der Mob, der die Kathedrale von Avranches zerstörte.

Die edle Einfachheit gehört zu den Grundpfeilern der Demokratie, und wir ahnen gar nicht, wie wenig in den guten Kreisen Amerikas aus diesem Grunde der Unterschied zwischen Arm und Reich gesellschaftlich zu bedeuten hat. Könnte die amerikanische Union das Vertrauen zu ihrem Präsidenten haben, wenn sie an ihm die Merkmale der Prunksucht und der Verschwendung wahrnehmen würde? Dass sich an den amerikanischen Universitäten die mittellosen Hörer durch persönliche Dienstleistungen, mit denen sie sich den Unterhalt erwerben, neben ihren reicheren Kollegen nicht das geringste vergeben, erscheint der europäischen Auffassung fast unbegreiflich. Dagegen ist keine Aufwendung zu gross, wenn es sich um die Schönheit, um die Kunst, um die Wissenschaft handelt.

Die Arbeit und das Schaffen der Nation wird nicht gefördert durch Masslosigkeit der Verschwendung und der Bedürfnisse, die verwüstet, damit reichlich Platz für Nachbestellungen werde. Das Schaffen wird nur gefördert durch Ehrung der Arbeit und Befestigung der Qualität, die der guten Leistung einen angemessenen Preiswert und der Gesittung einen dauernden Bestand gewährleisten. Die Lebensmächte, die durch ihre Finanzkräfte wirken, müssen sich ihrer Aufgabe bewusst werden, die darin besteht, die Kultur zu fördern, selbst wenn diese Forderung der Zeit der persönlichen Neigung oder dem persönlichen Geschmack widerspricht. Der Fortschritt in der Wissenschaft, in der Kultur, im sozialen Leben ist immer etwas Revolutionäres. Der Millionär hat die Pflicht, das Revolutionäre zu unterstützen.

Man braucht bei diesem Wort nicht zu erschrecken. Nichts wirkt revolutionärer auf die geistige Verfassung des Volkes als die Ausbreitung der Bildung, die Entdeckungen der Wissenschaften, die Entwicklung der Technik, die Neuerung der Kunst und ähnliche Dinge, die von amerikanischen Millionären, die den Sozialismus ihrer Kaste praktisch betätigen, aus persönlicher Initiative gefördert, ans Licht gezogen und dem Volke zugänglich gemacht werden. Viel wichtiger als schäbige Almosengeberei sind Grün-

dungen von Bibliotheken, Universitäten, wissenschaftlichen Institutionen, künstlerischen Produktionen, öffentlichen Anlagen usw. Dann aber schickt es sich nicht, klein und pfründnerisch zu geben, sondern das Grosse ganz zu tun und fabelhafte Summen zu stiften, für die Amerika eine grosse Galerie von Vorbildern aufstellt. In jeder Zeit schlummern neue Kräfte und neue Möglichkeiten, und es erwächst die Aufgabe, erfinderisch zu sein in der Anwendung der Mittel, um nicht auf einem gewissen Gebiet eine unfruchtbare Konkurrenz oder Überbietung zu häufen.

Der Millionär, der nicht genug eigene Bedürfnisse für sein Geld haben kann, entgeht dadurch der Tragödie seines Lebens, dass er Bedürfnisse für andere erschafft; nicht solche, die das Volk hat und auf die eine oder andere Art aus eigener Kraft oder aus Not befriedigen wird, sondern Bedürfnisse, die es haben wird und noch nicht begehrt. Eine Million für eine Bibliotheksgründung ist in Amerika nichts seltenes. Millionen für grossartige Universitätsgründungen mit freiem Zutritt für jedermann, ähnliche Summen für ein Observatorium und für die Steigerung der Qualität astronomischer Instrumente, die Kleinigkeit von 100,000 Dollar für Lese- und Vortragsräume, eine halbe Million für ein chemisches Laboratorium zur Erforschung gewisser Krankheitsursachen, Stiftungen zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen, zur Gründung von Kunstunterrichts-Anstalten, Kunstgalerien, grossen öffentlichen Gärten, gesunden und schönen Wohnplätzen, Stadtverschönerungen aller Art und ähnliche Beispiele der denkbar weisesten Vermögensanwendung bietet Amerika im reichsten Mass¹⁾.

Es gibt eine Unmenge Dinge, auch bei uns, die der privaten und persönlichen Initiative entspringen müssen, und nicht dem

¹⁾ Es scheint uns, dass unser Mitarbeiter Amerika hier und an andern Stellen etwas zu rosig und unser altes Europa zu schwarz sieht. Der Neubau der Zürcher Universität wird durch ein Vermächtnis sehr gefördert. Der Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften — einem Institut mit eigenem gestiftetem Vermögen und eigener Verwaltung, nach amerikanischer Art — sind von privater Seite 6—7 Millionen Mark vergabt worden, nicht eingerechnet eine Reihe von Millionen für wissenschaftliche Institute, die damit zusammenhängen. Hamburg ist auf dem Punkte, mit den Millionen seiner Grosskaufleute eine Universität zu schaffen. Auch die Handelshochschule in Köln hat ein Millionengeschenk zu verzeichnen.

DIE REDAKTION.

Staat, dem unglücklichsten aller Geschöpfe, aufgehalst werden können. Wir können vom Staat nicht verlangen, dass er Kultur fördert. Er hat es nie getan und benimmt sich in dieser Rolle auch höchst unglücklich. Er hat für ganz andere Dinge zu sorgen.

Es kann bei der Vermögensanwendung auch nicht auf die Meinung der Menge ankommen und nicht auf das, was sie augenblicklich braucht. Vierzehn Tage Ferien mit Freibier würde der Menge, wenn sie die Wahl hätte, lieber sein, als Bibliotheken, Observatorien, Laboratorien und Kunstanstalten. Erst indem diese Unternehmungen geschaffen sind, kommen nach und nach die Bedürfnisse und mit ihnen die Steigerung des allgemeinen Lebens und der Freiheit.

In Europa hat John Ruskin ein edles Beispiel gegeben, wie die Konzentration von Energien fruchtbar wird. Er hat künstlerisch alle Bedürfnisse neu geschaffen, und nicht nur seinen Geist, sondern auch sein Vermögen in den Dienst der Sache gestellt. Das wertvolle Museum, das er der Stadt Sheffield gespendet hat, hat der Stadt sicherlich weniger Vergnügen gemacht, als wenn er denselben Preis für einen dummen und herzlosen Unterstützungszweck zugunsten der Gemeindebettler, sozialer Schmarotzer oder sonstige landläufige Gemeindezwecke vergeudet hätte. Sein Werk war revolutionierend, befruchtend, künstlerisch und sittlich fördernd, es erschliesst neue Bedürfnisse, neue Ziele und zeigt, was der Reichtum für die Schönheit des Lebens noch zu tun schuldig geblieben ist.

Gerade in unserer wissenschaftlich gesättigten Zeit gibt es berechtigte Wünsche hinsichtlich der künstlerischen Durchdringung des Lebens, im Geiste einer Arbeitsveredlung zu stellen, für die keine Mittel zu gross sind. Ich weiss ganz genau, dass an wenige Millionäre das unbillige Verlangen eines ausgebildeten Kunstverstandes zu stellen ist. Ausgebildeter Kunstverstand und Kunstliebe befähigt schwerlich einen Menschen, Millionär zu werden, was man mir glauben kann. In der Forderung grosser kultureller Aufgaben jedoch, die einen Pflichtteil der Menschheit darstellen, führt der gewöhnliche Geschmack oder Ungeschmack die Entscheidung. Wir haben heute im Einzelnen eine sehr hohe Kunst, trotzdem im Allgemeinen Verständnis und Neigung für

sie geringer ist als je. Wenn die Geldaristokratie noch die hohe Pflichtauffassung der Kunst gegenüber hätte, wie sie die Fürsten und Städte alten Schlages hatten, müsste das heutige Lebensbild im Grossen wie im Kleinen wesentlich anders aussehen.

DRESDEN.

JOSEPH AUG. LUX.



DIE NEUORDNUNG DER SCHAUBÜHNE UND DAS FREILICHT-THEATER.¹⁾

Seit einigen Jahren hört man häufig ein Schlagwort, das wie die meisten Schlagwörter der Volksgemeinschaft keine festen Vorstellungen übermittelt: Reformbühne, Zukunftsbühne. Eine Begriffsdeutung dieser Ausdrücke, die von allen Verfechtern von Zukunftsbühnen oder Reformbühnen unterschrieben würde, ist noch nicht vorhanden. Aussenseiter, die an eine durchgreifende Umgestaltung unserer Theaterbetriebe denken, haben sich in der Sache zum Wort gemeldet, konservative Theatermenschen haben ihnen geantwortet und die Fernerstehenden belächeln den Meinungsaustausch und behaupten, man wisse nicht recht, was man wolle.

Solchen zur Gleichgültigkeit verleitenden Einwänden gegenüber ist festzuhalten, dass es eine Forderung gibt, über die sich alle, die in Wort und Tat für die Neuordnung der Schaubühne

¹⁾ Dieser Aufsatz entstand im September 1907 und war von der Schriftleitung angenommen, noch ehe der Plan eines Freilicht-Theaters auf der Insel Lützelau, mit dem jüngst in Zürich der deutsche Schauspieler und Schriftsteller Rudolf Lorenz aufgetreten ist, der Öffentlichkeit bekannt wurde. Herr Lorenz hat die Aufführungen der „Braut von Messina“ in Brugg geleitet, die in dieser Veröffentlichung eingehender besprochen werden. Soviel aus den Mitteilungen zu ersehen war, die kürzlich über das Freilicht-Theater auf der Lützelau vom Urheber des Gedankens in einem Vortrag gegeben wurden, handelt es sich um einen grösseren stilistischen Versuch von Tragweite und Bedeutung, der zweifellos ein Ereignis in der Geschichte der Freilicht-Theater-Aufführungen in der Schweiz bilden wird.

DER VERFASSER.